

„Jesus macht nicht mehr mit“

Wolfgang Borchert als Theologe – ein Versuch

Wolfgang Klein

Am 20. Mai wäre er 70 Jahre alt geworden, jener Hamburger Buchhändlerlehrling, Schauspieler und Soldat, jener junge Schriftsteller und Dichter, dem 1945, nach der Heimkehr aus dem Krieg, nur knapp zwei Jahre, zwei atemlose, gehetzte, der Krankheit abgerungene Jahre blieben, um die Worte zu finden für die schmerzhaft-leidvollen Erfahrungen, den hungrig-gierigen Lebenswillen, das politisch-moralische Bewußtsein seiner „Generation ohne Abschied“.

Der 26jährige stirbt am 20. November 1947, fern seiner geliebten Heimatstadt in einem Basler Krankenhaus, so wie er gelebt hat: einsam und allein – „Draußen vor der Tür“, wie er sein wohl bekanntestes und bedeutendstes Werk genannt hat, sein „Requiem für eine verlorene Jugend“ (B. Meyer-Marwitz), in dem er deren Lebens- und Todesschicksal zu Papier gebracht hat in einem Stück, „das kein Theater spielen und kein Publikum sehen will“ (so dessen Untertitel). Dennoch, es wurde erfolgreich aufgeführt, aber nicht einmal die Hamburger Premiere 1947 – in der Inszenierung Wolfgang Liebeneiners – hat Borchert mehr erleben können: sie fand einen Tag nach seinem Tode statt.

„Borcherts Schrei galt den Toten, sein Zorn den Überlebenden“, schrieb Heinrich Böll. Was aber können wir, die „Überlebenden“ des Jahres 1991, noch mit diesem „70jährigen“ und einem Werk anfangen, mit ihm, der die literarische Aufgabe des Schriftstellers als „Posaunenengel“ verstand, der blasen soll, „wenn (das) Haus in Gefahr ist“? Ich frage mich dies an einem nebelverhangenen, grauen, regnerischen Urlaubstag im Berner Oberland, nicht allzu weit von Basel entfernt; ich frage mich dies als Pfarrer, als einer, der zu der vaterlosen deutschen Nachkriegsgeneration gehört, die ihr Leben noch in Bunkern und Trümmern, in Baracken und Notunterkünften, in der Evakuierung und auf der Flucht begonnen hat, eine typische Nachkriegs-kindheit in Deutschland mit Armut und Hunger, Hoffnung und Wiederaufbau („Wir sind wieder wer!“).

Sicher erinnere ich mich noch, daß es mir schon vor 20 Jahren wie Schuppen von den Augen fiel, in welcher radikalen Art und Weise Borchert die politischen Nebelwerfer der Nachkriegs-Restoration, die Kriegsgewinnler und Militaristen, die pädagogischen Jugendverführer („Zwischen Langemarck und Stalingrad lag nur eine Mathematikstunde“), in seinen „Lesebuchgeschichten“ etwa, schonungslos entlarvt und attackiert hatte – um Deutschlands willen (und dabei die Kalten Krieger der Adenauer-Ära schon vorausah-nend!), denn: „dieses Deutschland sind doch wir selbst...“ Dann, viele Jahre vergessen, begegnet mir Borchert 1981 wieder – auf einem Flugblatt der Friedensbewegung, mit seinem Manifest des NEIN-Sagens. Und nun, 1991, angesichts des Golfkrieges, treffen seine Sätze mich wieder existentiell: „Du, Pfarrer auf der Kanzel. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst den Mord segnen und den Krieg heilig sprechen, dann gibt es nur eins: Sag NEIN.“ Was könnte ich anderes sagen? Und sicher gehört dieser letzte prophetische Warnschrei Borcherts – Hiroshima vor Augen – aus dem Schweizer Spital, diese erschütternde Vision/Wirklichkeit der endgültigen Selbstvernichtung der Menschheit, die geradezu die Losung der Friedensbewegung geworden ist, zur „effektivsten“ Wirkungsgeschichte des literari-schen Werkes dieses Mannes. Es atmet denselben Geist eines antimilitaristischen Ethos, der auch Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ nach dem Ersten Weltkrieg auszeichnete. Es ist die Utopie einer pazifistischen Gesellschaft, die auf menschlicher Vernunft,

Wahrheit und Liebe basiert, und zu der es keine Alternative gibt, „trotz alledem“, auch heute: trotz Nachrüstung, SDI und alledem!

Wolfgang Borchert also: ein schwerkranker Kriegsteilnehmer und Heimkehrer, ein am real-existierenden Nachkriegs-Deutschland schwer Leidender, ein Verfolgter des Nazi-Regimes, ein junger, genialischer Schriftsteller und überzeugter Pazifist – das ist er gewiß alles, aber Wolfgang Borchert als Theologe? Auf ihn traf ich vor einigen Jahren bei der Arbeit an einer Anthologie zum Thema Hoffnung, Mut zum Leben, Recht auf Widerstand. Da stieß ich bei der Suche nach entsprechenden Texten auf die Geschichte „Jesus macht nicht mehr mit“. Es ist die Geschichte eines deutschen Soldaten, der in Rußland Kriegsgräber für seine toten Kameraden ausschaufeln muß, sie „anpassen“ muß, indem er sich selbst hineinlegt, der deshalb in seiner Kompanie als verrückt gilt. Und dann macht er diese Arbeit auf einmal nicht mehr mit, vielleicht nur, weil für ihn der Himmel „so grauenhaft weit weg (war), daß man gar nicht mehr sagen mochte, er ist gut oder er ist schön. Sein Abstand von der Erde war grauenhaft“.

„Aber die Gräber müssen doch gemacht werden“, ist alles, was sein Unteroffizier dazu zu sagen weiß, und: „Melden muß ich ihn, das ist klar. Das ist Dienstverweigerung... Warum heißt er eigentlich Jesus, grinst der andere... Der Alte nennt ihn immer so, weil er so sanft aussieht.“ Das war der Auslöser dafür, daß für mich dann aus Borcherts Gesamtwerk auf einmal auch an anderen Stellen seine „summa theologica“ klar hervortrat: „Gott ist das Leben – das ist alles“ („Die Hundebblume“). So einfach ist das!

Sicherlich ist er damit nicht einfach als „Zunftgenosse“ zu vereinnahmen, er, der ironisch fragen konnte: „Hat auch Gott Theologie studiert?“ und der die 57 Kriegstoten von Woronesch nachts zum Pfarrer schickt und sie fragen läßt: „Pfarrer, warum?“ Aber „der Pfarrer bleibt 57mal stumm“. Diese Todeserfahrung des Krieges war es, die Borchert in seinen erbitterten Streit mit Gott trieb, an ihr ist die alte Theodizee-Frage bei ihm wieder neu aufgebrochen. Nachdem sich so viele jüdische und christliche Theologen soviel Mühe gegeben haben, angesichts des Bösen einen zugleich allmächtigen und barmherzigen Gott zu denken und zu „rechtfertigen“, steht er der Theodizee antagonistisch gegenüber, treibt er eine „Theologie“ gegen Gott, in deren Dialektik das Wesen des Menschen darin besteht, eine Frage zu sein, und das Wesen der Frage, ohne eine Antwort zu sein:

„Denn, wenn ihr nicht NEIN sagt... dann wird der letzte Mensch mit zerfetzten Gedärmen und verpesteter Lunge, antwortlos und einsam unter der giftig glühenden Sonne... umherirren, einsam zwischen den unübersehbaren Massengräbern und den kalten Götzen der gigantischen betonklotzigen verödeten Städte, der letzte Mensch, dürr, wahnsinnig, lästernd, klagend – und seine furchtbare Klage: WARUM? wird ungehört in der Steppe verrinnen, durch die geborstenen Ruinen wehen, versickern im Schutt der Kirchen, gegen Hochbunker klatschen, in Blutlachen fallen, ungehört, antwortlos, letzter Tierschrei des letzten Tieres Mensch.“ („Dann gibt es nur eins!“)

Hier wird Borchert zum Ankläger des falschen, des für die Reichen und Glücklichen, die Satten und Herrschenden zurechtgemachten Gottes einer Gesellschaft, die vor seinen Augen längst ungerührt den Tod selbst zum „neuen Gott“ gemacht hat, mit dem seine „Generation ohne Abschied“ „leben“ muß. Deshalb streift er mit all dem, was er erleben mußte, mit Krieg und Gefangenschaft, mit dem Alleinsein und dem Hunger nach Liebe, der Hilflosigkeit angesichts des Todes auch sein bisheriges Christentum ab, wie er in der „Hundebblume“ schreibt. Denn „sie gaben uns keinen Gott mit, der unser Herz hätte halten können, wenn die Winde dieser Welt es umwirbelten“. („Generation ohne Abschied“)

Nein, dieser Mann war, selbst mit dem Todesurteil vor Augen und dann zur „Frontbewährung“ begnadigt, kein Atheist im herkömmlichen Sinne, ihm fehlte auch das Pathos des Nihilismus, dem er bisweilen vorschnell und oberflächlich zugeteilt worden ist; er ist eher der Satiriker unter den Religionskritikern, der längst Abschied genommen hat vom bisherigen Kinderglauben an einen „lieben Gott“ und ihn, der zuviel „dünne Theologentinte im

Blut hat“, einen „weinerlichen Theologen“, den sie „in den Kirchen eingemauert“ haben, als „tot“ bezeichnet. Er läßt ihn als „alten Mann“ auftreten, der von sich selbst sagt: „Ich bin der Gott, an den keiner mehr glaubt. Und um den sich keiner mehr kümmert“, der deshalb auch „draußen vor der Tür“ einer Gesellschaft steht, für die er nicht mehr ist als die wohlfeile moralische Ausrede des eigenen Versagens, der persönlichen Schuld. „Wenn es schief gegangen ist... schieben sie dir nachher alles in die Schuhe“, sagt die Hauptfigur mit den autobiographischen Zügen, der Kriegsheimkehrer Borchert-Beckmann. Aber für *diesen* Gott, „der nicht gut und nicht böse war. Der nur war. Und nicht mehr...“, gibt es zum Glück noch eine Entschuldigung, wie Borchert sarkastisch in der Erzählung „Die Kegelbahn“ feststellt – „... es gibt ihn nicht!“

Hier spricht dennoch kein abstrakter theologischer Religionskritiker, sondern der „Hiob von Stalingrad“, der eine Antwort auf seine vielzitierten Fragen ironisch und wütend zugleich einfordert: „Wann bist du eigentlich lieb, lieber Gott! ... als du meinen kleinen Jungen von einer brüllenden Bombe zerreißen liebst? ... Wo warst du eigentlich, als die Bomben brüllten, lieber Gott? Oder warst du lieb, als von meinem Spähtrupp elf Mann fehlten? ... du warst nicht da, einfach nicht da, lieber Gott. Warst du in Stalingrad lieb, lieber Gott...?“ Aber weder diese mit alttestamentlicher Wucht vorgebrachte Anklage des abwesenden Gottes noch die daraus resultierende Feststellung aus seinem „Gespräch über den Dächern“: „Wir leben ohne Gott ... Wir ganz allein, ohne Gott, ohne Gnade, ...“ sind Borcherts letztes Wort.

Der Kern dieser „negativen“ Theologie ist nur aus ihrer „existentialen Interpretation“ verständlich, die das Werk Borcherts wie ein roter Faden durchzieht: „Ein Mann kommt nach Deutschland ... Und er kommt ganz anders wieder, als er wegging ... Einer von denen, die nach Hause kommen und dann doch nicht nach Hause kommen, weil für sie kein Zuhause mehr da ist. Und ihr Zuhause ist dann draußen vor der Tür. Ihr Deutschland ist draußen ... auf der Straße.“ Dieser Borchert ist einer wie der Leutnant Fischer, er geht „Die lange lange Straße lang“ mit seiner Angst und weiß nicht wohin, und er schreit: „Ich bin 25 ... Ich bin noch unterwegs ... Wir wollen leben!, schrei ich ... Wir wohnen in Hütten aus Holz und aus Hoffnung, schrei ich, aber wir wohnen.“

Nirgendwo wird für mich die dynamische Dialektik von Borcherts Theologie und zugleich die protestierende Negation in seiner Beziehung zu Gott deutlicher als in diesem Versuch, dem Würgegriff einer Vergangenheit zu entkommen, die ihn am Leben und am wahren Menschsein gehindert hat. Jesus-Beckmann-Borchert macht sie einfach nicht mehr mit, diese Anbetung des Todes-Götzen, die den wirklichen, den praktischen Nihilismus auch unserer Gesellschaft darstellt, die heute ihren Tod in Gestalt von Hungerschere, Rüstungswahnsinn und Umweltzerstörung gebiert. Borcherts Gottesbefragung findet ihren Höhepunkt in dem Bemühen, mit seinen literarischen Metaphern einen dialektischen Glauben zu bewahren, dessen JA aus dem NEIN erwächst; nicht aus einem verzweifelten, sondern einem hoffenden: „Denn wir müssen in das Nichts hinein wieder ein Ja bauen ... Häuser bauen in die reingefegte Luft der Nihilisten, Häuser aus Holz und Gehirn und aus Stein und Gedanken ... Um Deutschland wollen wir leben. Über den lilanen Abgründen ... Wir wollen dieses Deutschland lieben wie die Christen ihren Christus: Um sein Leid ... sie alle, die Angst haben und Not und Demut: Die wollen wir lieben in all ihrer Erbärmlichkeit ... Unser Manifest ist die Liebe ... Doch, doch: Wir wollen in dieser wahnwitzigen Welt noch wieder, immer wieder lieben!“ („Das ist unser Manifest“)

Borchert liebt dieses Leben mit allen Fasern seiner Existenz, und das schließt für ihn auch die Erwartung ein, daß die Macht der Liebe den Menschen und seine Welt zum Guten hin verändern kann – trotz alledem! Das ist seine „sanfte“ Alternative: tot ist sein Glaube an Gottes Güte und Barmherzigkeit, lebendig sein Glaube an die Liebe des Menschen. So ist sein „theologisches“ Ja vor allem ein anthropologisches, ein ethisches Ja zum Menschen, dessen Herz „gut“ ist, wie sein persönliches Nein zugleich ein theologischer Protest gegen

den „alten“ Gott ist, der wie ein Fremder in seiner eigenen Schöpfung umherirrt und nichts gegen das Böse unternimmt, ja sogar selbst zu dessen Opfer wird.

Borchert ist ein Mit-Leidender, für den die zwingendste Frage ist, was wir Menschen tun und sein wollen, und der deshalb leidenschaftliches Engagement für die Menschheit fordert – und zwar um ihrer selbst willen und ohne Rücksicht auf Gott. Für ihn ist nichts auf Erden wie im Himmel wichtiger oder besser oder hat einen höheren Wert als die Liebe des Menschen zum Menschen. Aber warum reibt er sich dann immer wieder an der Gottesfrage wund? Am schweigenden und toten Gott? Vielleicht, weil das Leben hier auch „so tot“ ist, wie er in seinem „Brief aus Rußland“ schreibt? Oder ist Gott für ihn in gewissem Sinne abhängig vom Hören, Glauben und Lieben der Menschen? Sind wir vielleicht die *Retter* Gottes? Kommt nach dem Tode des Gottes der Vergangenheit gar die Auferstehung des Gottes der Zukunft, wenn Borchert seinen Altersgenossen zuruft: „Vielleicht sind wir eine Generation voller Ankunft auf einem neuen Stern, in einem neuen Leben ... Vielleicht sind wir voller Ankunft zu einem neuen Lieben, zu einem neuen Lachen, zu einem neuen Gott“?

Es wäre in diesem Zusammenhang unangemessen, die Fragen einfach zu „beantworten“ aus unserer Sicht, denn Borcherts Werk fordert uns auf, *seine* Fragen anzuhören, ihnen nicht auszuweichen oder ihnen ihre dialektische Qualität zu nehmen, die komplizierte Spannung zwischen seinem Glauben an das Gute im Menschen und seinem Zweifel an Gottes Güte aufzulösen, die ihn in diese wahnsinnige Klarheit seiner Visionen hineingetrieben hat, die seit Jean Pauls „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei“ keiner mehr in dieser Weise erreicht hat, schon gar nicht in der heutigen „Tod-Gottes“-Theologie. Aber in welcher Weise kann dann Gott noch die Zukunft des Menschen sein? Können wir annehmen, gegen allen Augenschein, daß die Liebe in dieser unserer Welt über das Böse siegt?

Das sind meine Fragen, und ich möchte den Punkt benennen, wo sie mir den theologischen Voraussetzungen Borcherts zu entsprechen scheinen; und ich möchte diesen Punkt nun zum Schluß unter *meinen* theologischen Voraussetzungen darstellen: der Schlüssel zu Borcherts Gedankengut liegt für mich in seiner Überwindung des Dualismus von gottloser Welt und weltlosem Gott. Wer oder wo Gott auch immer sein oder nicht sein mag, erfahrbar wird er nur noch in menschlicher Liebe. Aber Borchert weiß zugleich auch aufgrund seiner eigenen Erfahrung des Bösen, daß sich Auschwitz und Hiroshima immer wiederholen können – wenn wir unser menschliches Leben nicht endlich als das höchste Gut schätzen, und deshalb weiß er auch, daß wir im Bonhoefferschen Sinne leben müssen: „etsi deus non daretur“ (als ob es Gott *nicht* gäbe!).

Borcherts Botschaft lautet für mich: wenn es eine Überwindung des Bösen auf Erden gibt – dann hängt sie von *uns* ab! Nie wieder können und dürfen wir Gott dafür verantwortlich machen, denn er ist selbst auch ein *Opfer* unseres Bösen. Wir müssen ihn und uns gemeinsam vom Bösen befreien. Es braucht allerdings ganz neuer Formen und Inhalte, um dies darzustellen und zu vermitteln – Borchert hat darum bis zur psychischen und physischen Erschöpfung gerungen. In seinem „Manifest“ fragt er: „... wer schreibt (denn) für uns eine neue Harmonielehre? Wir brauchen keine wohltemperierten Klaviere mehr. Wir selbst sind zu viel Dissonanz ... Horch hinein in den Tumult deiner Abgründe. Erschrickst du? ... Hörst du Hölderlin noch? Kennst du ihn wieder, blutberauscht, kostümiert und Arm in Arm mit Baldur von Schirach? Hörst du das Landserlied? Hörst du den Jazz und den Luthergesang? Dann versuche zu sein über deinen lilanen Abgründen.“

Borcherts Werk buchstabiert die Feststellung: „Gott ist mitten in unserem Leben jenseitig“ (Bonhoeffer) durch mit Hilfe einer Art „nicht-religiöser Interpretation“ herkömmlicher, abgenutzter und mißbrauchter religiöser Begrifflichkeit und theologischer Deutungsmuster. Denn: „Das geben wir zu: Unsere Moral hat nichts mehr mit Betten, Brüsten, Pastoren oder Unterröcken zu tun – wir können nicht mehr tun, als gut sein ... Unsere Moral ist die Wahrheit. Und die Wahrheit ist neu und hart wie der Tod ... Nein, unser Wörterbuch, das

ist nicht schön. Aber dick. Und es stinkt. Bitter wie Pulver. Sauer wie Steppensand. Scharf wie Scheiße. Und laut wie Gefechtslärm.“

Das ist ganz existentielle Literatur, deren Bitterkeit, Zorn, Härte aber einzig und allein der Liebe zum Dasein gilt. Das ist für mich literarisch Böhmer und Heine, theologisch Bonhoeffer und Bultmann in einem! Da sind wir nun mit Borchert mitten im dialektischen Zentrum des biblischen Offenbarungsglaubens angekommen: „Gott ist Liebe“ (1. Johannes 3, 16), und: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ Da sehe ich Borchert in der Nachfolge dessen, der ebenfalls „draußen vor dem Tor“ (Hebräer 13, 12) gelitten hat und am Kreuz laut aufschrie: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Dieser Christus vertritt Gott nicht, tritt nicht an seine Stelle, sondern leidet wie wir Menschen, wie Borchert-Beckmann, unter seiner Abwesenheit, ist der in seiner Liebe Ohnmächtige, der noch in seinem Scheitern Sinn Sehende: „Ich bin die Tür ... die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt...“ (Johannes 10, 9 u. 11, 25)

Ihm stelle ich Borchert-Beckmanns „zweites Ich“, den Leben und Hoffnung verkörpernden „Anderen“ von „Draußen vor der Tür“ zur Seite, der sagt: „Das Leben hat tausend Türen...“ Beckmann: „Und was ist hinter den Türen die das Leben uns aufmacht?“ Der Andere: „Das Leben! Das Leben selbst!“

Pfarrer Wolfgang Klein, Trillerweg 30, 6600 Saarbrücken 1
